

Sprachlehre

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1980)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wo ‚als‘ nicht fehlen darf

Oberlehrer Roth legt entrüstet die Zeitung aus der Hand und sagt zu seiner Frau: „Hier steht schon wieder ein Satz, in dem man das Wort ‚als‘ ausgelassen hat! Fast jeden Tag kriegt man solch einen fehlerhaften Satz zu lesen. Da steht: Dieser Band ist ein Schauspielführer und bezeichnet sich Spielplan. — Das sollte doch lauten: und bezeichnet sich *als* Spielplan. Es ist wirklich zu dumm, daß Zeitungsleute solche Fehler machen!“

Oberlehrer Roth hat durchaus recht. Auch mir geht dieses Unterdrücken eines Wortes schon lange auf die Nerven. Ich habe mir in den letzten Wochen viele Stellen, die diesen Fehler aufweisen, aus Zeitungen ausgeschnitten. Hier eine kleine Kostprobe: „Und doch handelt es sich dabei um nichts anderes als das, was der Psychologe Erwartungs-Hypertrophie bezeichnen würde.“ „Attraktiv und umweltfreundlich bezeichnet der Erbauer, der Krupp-Konzern, diesen ersten Seilnetzkühlturm.“ „Die Gesamtheit der den Fasten vorangehenden Lustbarkeiten bezeichnet man Fasnacht oder Karneval.“ „Das Bild wird gelungen bezeichnet.“ „Man darf das Baby schön bezeichnen.“ „Der Autor bezeichnet die Kindersterblichkeit schockierend.“ „Dies möchte ich beispielhaft hinstellen.“

In allen diesen — und vielen weiteren — Sätzen fehlt doch das Wort ‚als‘! Diese Sätze lauten ja richtig: „Und doch handelt es sich dabei um nichts anderes als das, was der Psychologe *als* Erwartungs-Hypertrophie bezeichnen würde.“ „*Als* attraktiv und umweltfreundlich bezeichnet der Erbauer, der Krupp-Konzern, diesen ersten Seilnetzkühlturm.“ „Die Gesamtheit der den Fasten vorangehenden Lustbarkeiten bezeichnet man *als* Fasnacht oder Karneval.“ „Das Bild wird *als* gelungen bezeichnet.“ „Man darf das Baby *als* schön bezeichnen.“ Der Autor bezeichnet die Kindersterblichkeit *als* schockierend.“ „Dies möchte ich *als* beispielhaft hinstellen.“

Es fällt auf, daß das Wörtchen ‚als‘ besonders in Sätzen fehlt, in denen das Zeitwort ‚bezeichnen‘ vorkommt. Wenn man sagt: „Man darf das Baby schön *nennen*“, so ist das ja richtig. Aber man muß sagen: „Man darf das Baby *als* schön *bezeichnen*.“

Josef Viktor Stummer

Infinitivsätze mit und ohne ‚zu‘

Infinitivsätze sind abgekürzte Nebensätze, die gebildet werden können, wenn sie sich auf das gleiche Subjekt beziehen, das auch in dem Satz, von dem der Infinitivsatz abhängt, steht. So kann man sagen: Er starb schließlich, ohne zu klagen. Aber man kann nicht sagen: Er starb, ohne zu operieren; sondern hier muß statt des abgekürzten Nebensatzes ein vollständiger Nebensatz stehen: Er starb, ohne daß die Ärzte ihn operieren konnten. Wie man aus dem Bisherigen gemerkt hat, sind die Infinitive stets mit einem ‚zu‘ verbunden. Diese Verbindung eines Verbs mit ‚zu‘ geht auf die germanische Zeit zurück und ist im Englischen noch häufig.

Es gibt jedoch einige Verben, bei denen die Partikel ‚zu‘ in solchen Infinitivsätzen nicht stehen darf oder wo ihre Präsenz zweifelhaft und schwankend ist. Diese Verben sind einmal die sogenannten modalen Hilfsverben: dürfen, können, mögen, müssen, sollen, wollen. Diese modalen Hilfsverben werden da und dort auch Präteritopräsentien genannt — zu Unrecht, wie ich meine;

denn die eigentlichen Präteritopräsentien sind „brennen, brannte, gebrannt“ und andere. Einige Beispiele für diese modalen Hilfsverben: Er mußte gehen (nicht: zu gehen). Er darf essen; er kann kommen usw. Dann sind es zwei Zweiergruppen, die man sich merken kann, weil sie mit einem *l* oder mit einem *h* beginnen, nämlich: lehren und lernen, helfen und heißen, ferner bleiben und nennen. Zweifelhaft und schwankend im Gebrauch des ‚zu‘ sind einige Verben der Bewegung wie gehen, fahren, führen, schicken und andere mehr. Nun einige Beispiele: Die Mutter lehrt das Kind sprechen. Der Schüler lernt lesen; hilf helfen (ein vielgenannter Slogan der Entwicklungshilfe!); er heißt mich schweigen; bleib stehen. *Jonas Longer*

Sprachgeschichte

Die Entstehung des Lautwandels

Woher kommt die nach *o* ablautende Veränderung des Lautes *a* im Zürichdeutschen? Warum sagen die Oberthurgauer und Schaffhauser „e Zaane voll Saapfe d Laatere abeschlaapfe“? Woher rührt die eigenartige Färbung des *ei* im Berndeutschen, die oft an die Wiener *e-i*-Lautung des *ei* erinnert? Das sind alles wichtige Fragen des Lautwandels, die die Sprachwissenschaft seit mehr als hundert, ja hundertfünfzig Jahren beschäftigt. Eine Antwort darauf hat der Marburger Germanist Friedrich Kaufmann in seiner „Geschichte der schwäbischen Mundart“ schon im Jahre 1889 gegeben; das Werk wurde übrigens neulich von dem Zürcher Germanisten Stefan Sonderegger neu herausgegeben. „Die Lauterzeugung ist ein psychophysischer Vorgang“, schrieb Kaufmann. „Sie ist allein abhängig von der Funktion der Sprachorgane und deren Wechselbeziehung zum Bewußtsein. Übereinstimmung der Lauterzeugung oder, mit andern Worten, eine in sich übereinstimmende, bei allen Angehörigen gleichmäßige Mundart ist nur denkbar bei identischem Bau und identischer Funktion der Organe. Da nun aber, soviel wir wissen, die Sprachorgane des homo sapiens auf der ganzen Erde ein und dieselben sind, kann die Verschiedenheit der Sprachen nur auf Verschiedenheit der Funktion derselben beruhen; kurz, die Verschiedenheit der Muskel- und Nerventätigkeit involviert die Unterschiede der Mundarten nach ihrer rein lautlichen Seite. Wir können nur behaupten, identische Lauterzeugung hänge von identischer Funktion der die schallbildenden und schallmodifizierenden Körper beherrschenden Organe (Muskeln) ab. So weit die Identität der Muskelfunktion reicht, ziehen wir die Grenzen einer Mundart.“

Selbstverständlich ist dies nur ein Aspekt des Problems, nämlich der physiologische, und die Wissenschaftler aller Fakultäten hatten in den Jahren 1860 bis 1910 die Neigung, unter der Herrschaft des Positivismus nur allzuviel auf das Konto des Physiologischen, d. h. des Materiellen zu buchen. Daneben aber gibt es noch ein geistiges Problem, das noch viel schwieriger ist. Dann erweitert sich der Blick nicht nur auf den Lautwandel, sondern auch auf die Entstehung der Sprachen überhaupt. Warum heißt das Wort für Eisen im Lateinischen *ferrum*, im Französischen *fer*, im Spanischen aber *hierro* und im Portugiesischen wieder *ferro*? Fragen, auf die wir noch keine Antwort wissen. *Eugen Teucher*